

Franz Walter / Stine Marg

Von der Emanzipation zur Meritokratie

Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte
von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen
und sozialer Demokratie



Vandenhoeck & Ruprecht



Franz Walter / Stine Marg, Von der Emanzipation zur Meritokratie

Franz Walter / Stine Marg

Von der Emanzipation zur Meritokratie

Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte
von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen
und sozialer Demokratie

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-38001-7

ISBN 978-3-647-38001-8 (E-Book)

Umschlagabbildung: bpk / Gerhard Kiesling

© 2013, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Printed in Germany.

Satz: textformart, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 Am Anfang standen der Tribun und die Gräfin
- 23 Arbeiterprotest und sozialdemokratische Ordnung
im Herbst der Monarchie
- 37 Säule, Rückgrat, Refugium –
der sozialistische Organisationskosmos
- 49 Parteiintellektuelle als »Moralanwälte«
und »Störungsfaktoren«
- 71 Neue Vorbilder: Theoretiker und Ehepaare
des social engineering
- 85 Promiskuität von Geist und Macht
- 95 Meritokratie statt Sozialismus
- 113 Proteste jenseits der klassischen Arbeiterbewegung
- 125 Dem Ende entgegen? Sozialdemokratie im Alter
- 147 Anmerkungen

Vorwort

Das Buch beginnt mit Ferdinand Lassalle. Und es endet mit den Problemen der Gabriel/Steinbrück-SPD im Vorfeld der Bundestagswahlen 2013. Indes, ein narratives Werk über 150 Jahre Geschichte der deutschen Sozialdemokratie war nicht das Ziel und liegt daher an dieser Stelle auch nicht vor.* Unsere »Betrachtungen« kreisen vielmehr um einige charakteristische Züge, die lange – im Guten wie im Schlechten – für die sozialistische Arbeiterbewegung in Deutschland elementar waren. Dazu gehörte die auffällige Bedeutung der Intellektuellen, insbesondere in den ersten siebenzig Jahren nach der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV), in der langen klassischen Ära also von Karl Marx und Ferdinand Lassalle über Karl Kautsky und Eduard Bernstein bis hin zu Rudolf Hilferding und Hermann Heller. Uns interessierte dieser Typus des sozialistischen Bildungsbürgers in der Partei der Facharbeiterschaft, seine konzeptionellen Angebote, natürlich ebenfalls die Spannung zwischen Intellektuellen und dem Industrieproletariat, für dessen Emanzipation sie ihre theoretischen Entwürfe zu verfassen vorgaben. Nach dem Verbleib der intellektuellen Traditionen in den bundesdeutschen Jahren haben wir ebenfalls gesucht.

Ein zweites großes Thema ist das sozialdemokratische Primat der Ordnung und Organisation, des vorsorgenden Plans und der gesellschaftlichen Prävention. Man stößt dabei auf viele Leistungen und Erfolge der reformistischen Sozialarchitekten, aber auch auf bedrückende Einseitigkeiten, anthropologische Irrungen, gar: Abgründe.

Die überwölbende Frage ist die nach der historischen Dialektik von Emanzipationsbewegungen, wie sie sich aufzehren, wenn sie

* Dafür siehe Franz Walter, Die SPD. Biographie einer Partei, Reinbek 2009; in Kürze auch: Felix Butzlaff/ Franz Walter (Hg.), Mythen der Sozialdemokratie, Berlin 2013.

viel von dem erreichen, was sie anfangs postuliert und als historische Kampfaufgabe angenommen haben. Soziale Bewegungen tun sich zunächst schwer damit, durch erfolgreiche Veränderung ihrer selbst nicht mehr so sein zu können, wie sie ursprünglich waren, genauer vielleicht: wie sie sich selbst gesehen und wohl auch verklärt haben. Dies ist gewissermaßen die neurotische Phase sozialer Oppositionsbewegungen auf ihrem Weg von der Marginalität zu gesellschaftlichem Einfluss und materieller Saturierung. Irgendwann jedoch wird der Wandel schließlich verinnerlicht und akzeptiert, der Abschied von der früheren Inferiorität hingenommen, dann begrüßt, zuletzt gegen Zurückgebliebene und neue Rivalen um Rang und Positionen robust verteidigt. Und dann? Was bleibt dann von der primären Sozialmoral, von den alten Motiven und Normen? Hat sich die Partei der einst Entrechteten durch deren Aufstieg nicht selbst überflüssig gemacht? Oder wird sie jetzt als Schutzformation der Emporkömmlinge neu gebraucht? Kurzum: Werden die Sozialdemokraten im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert gleichsam zu den Liberalen des späten neunzehnten Jahrhunderts?

Dergleichen Nachfragen an die Geschichte von Arbeiterbewegung, Intellektuellen und sozialer Demokratie trieben uns zu den folgenden »Betrachtungen« an. Die Studien, die so entstanden sind, haben wir über viele Wochen gemeinsam vorbereitet, intensiv diskutiert und modelliert. Die Formulierungen im Einzelnen sind zumeist individuell erfolgt; das Werk insgesamt verantworten wir beide. Einige Überlegungen hatten wir über unsere Zeitschrift *INDES* bereits in die Öffentlichkeit gegeben. Dabei war uns die Chefredakteurin des Periodikums, Katharina Rahlf, eine – wie seit Jahren schon – wichtige Kritikerin und Lektorin. Zum Abschluss des Manuskripts erhielten wir große Hilfe bei der Korrektur von Stephanie Strasser, Milena Fritzsche und Roland Hiemann. Ihnen sind wir dafür sehr dankbar.

Göttingen im September 2012

Stine Marg / Franz Walter

Am Anfang standen der Tribun und die Gräfin

Mit ihm begann die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei. Kennt man die SPD, wie sie mittlerweile geworden ist, dann mag man es kaum glauben. Mit ihm soll wirklich alles angefangen haben? Mit einem Dandy, der höchsten Wert auf noble Hemden, glänzende Lackstiefel, exquisite Weine, schöne und fügsame Frauen legte? Mit einem Salonlöwen und Bonvivant?¹ Von ihm soll der Weg zu Friedrich Ebert führen oder zu Erich Ollenhauer, Hans-Jochen Vogel, Kurt Beck?

Wir reden von Ferdinand Lassalle. 2013 und 2014 wird man wohl noch einige Mal von ihm sprechen, sein Bild sehen, seine abenteuerliche Lebensgeschichte erzählt bekommen. 2014 jährt sich sein Todestag zum 150. Mal. Und im Mai 2013 werden die bundesdeutschen Sozialdemokraten gewiss mit größtem Stolz seiner erinnern, da er als Gründer und Former ihrer Partei gilt, der im Frühjahr 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) ausgerufen und angeführt hatte. Selbstverständlich war es keineswegs, dass Handwerker und frühe Industriearbeiter ausgerechnet den jüdischen Intellektuellen und Lebemann, als der er in der Berliner Gesellschaft jener Jahre firmierte, zum Führer ihrer Bewegung auserkoren, denn an ihm war alles anders als bei ihnen selbst: die Kleidung, die Sprache, die religiöse und soziale Herkunft, sein Umgang, seine Liebschaften, sicher auch sein nahezu ungebremseter Ehrgeiz, sein Dünkel, sein Hochmut, sein elitärer Anspruch, sein Pathos des eigenen Auserwähltseins. In späteren Jahrzehnten hätte die zweite oder dritte Generation bereits gründlich gewerkschaftlich sozialisierter Facharbeiter diesen etwas geckenhaft auftretenden Typus des egozentrischen und überheblichen Bohemiens wohl höhnisch aus den Volkshäusern gejagt, wäre er dort als Redner aufgetreten, um dem einfachen Volk über etliche Stunden hinweg seine Predigten der Revolution theatralisch donnernd vorzutragen.

Aber die Zeit von Lassalle war noch nicht die Zeit einer selbstbewussten, organisationserfahrenen, pragmatischen und reformistischen Arbeiterbewegung. Zwar wird in der sozialdemokratischen Parteigeschichte gern berichtet, erst Lassalle habe Organisation und Realismus in die Konventikel des frühen Arbeitervereinswesens der 1860er Jahre hineingebracht. Aber das ist nur Legende, missversteht oder verdreht bewusst die Figur des Ferdinand Lassalle, der doch ein Zögling und Zeitgenosse der klassischen Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts war, der Barrikaden, des Schießpulvers, der Straßenkämpfe, der aufklärenden Broschüren und appellativen Manifeste, der Heldenpose, des Mannes Mut vor Fürstenthronen. Nochmals: Von Lassalle führten keine geraden Pfade zu Friedrich Ebert oder Rudolf Scharping.

I.

Als Lassalle sich 1848 in die revolutionäre Agitation warf, war er 23 Jahre.² Er war das, was man gut fünfzig Jahre später einen »Ostjuden« nannte. Lassalle stammte aus Breslau, wo er im April 1825, als Sohn eines durchaus wohlhabenden Tuchhändlers, geboren wurde. Ferdinand, das Wunderkind – so behandelten ihn die Familie und die nähere Breslauer Umgebung. Man schaute auf einen schönen Jungen, mit krausem, dichtem Haar und hoher Stirn, der bereits als Kind geistreich deklamierte, stets im Mittelpunkt stand, alle anderen an Belesenheit, Beredsamkeit, Ideenreichtum und Ambition überragte. Der Glanz des Intellekts, der sich früh bei ihm abzeichnete, korrespondierte mit einem Mangel an Bescheidenheit und Demut. Schon der Schüler Lassalle beanspruchte den Rang des Primus schlechthin, der herrisch Unterordnung verlangte, jegliche Einordnung für sich aber ebenso unbedingt ablehnte. Die enorme Energie, die in antrieb, ermöglichte ihm damals und hernach, den Menschen, die ihn umgaben, seinen Willen aufzuzwingen. Dabei dürstete er nach Anerkennung, nahm gierig auch Schmeicheleien an, konnte ehrliche Sympathie für ihn nicht vom geheuchelten Kotau unterscheiden.³

Aber die meisten Menschen, mit denen er zu tun bekam, bewunderten ihn auch aufrichtig. Von Lassalle ging eine berstende Kraft aus, der starke Wille einer Person, die an sich und ihre

besondere Mission ohne alle Zweifel glaubte. Auch Ältere waren fasziniert, oft gar eingeschüchtert vom Temperament, vom Scharfsinn, von der unglaublich raschen Auffassungsgabe und oratorischen Virtuosität Lassalles. Alexander von Humboldt, die Geistesgröße in Berlin zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, sang adorierende Hymnen auf den jungen Genius. Heinrich Heine huldigte ihm – und fürchtete sich zugleich vor der hemmungslosen Egozentrik, dem skrupellosen Tatendrang Lassalles. Als »nouveau Mirabeau« feierte ihn der Dichter im Pariser Exil, als einen Geistes Titan und eine Kraftnatur, wie sie ihm noch nie zuvor begegnet sei.⁴ Aber in den frühen 1850er Jahren verdammte er ihn dann, wies ihn ab, da er Lassalles von Gesetz und Moral nicht gebremste Methoden verabscheute. Aber das griff Lassalle nicht lange an. An Freundschaften hielt er so lange fest, wie sie ihm nutzten, wie sich diejenigen, die sich eine Zeitlang als Freunde fühlten und fühlen durften, ihm unterwarfen, sich mit der Rolle der Laufburschen oder Liebeshmädchen beschieden.

Nur zu einer Person verhielt er sich anders. Nur zu ihr wahrte er Treue bis zum Ende seines Lebens: Sophie Gräfin von Hatzfeldt. Die Hatzfeldt wurde zum Schicksal von Lassalle, mehr als der Sozialismus, mehr als die Arbeiterbewegung, mehr als die Partei, aus der sich die deutsche Sozialdemokratie entwickelte. Ferdinand Lassalle war 21 Jahre, die Gräfin 41 Jahre alt, als sie sich im Januar 1846 erstmals begegneten. Sophie von Hatzfeldt war mithin doppelt so alt wie der Student der Philosophie, aber sie war – jedenfalls in den Augen vieler Männer – eine höchst attraktive Frau, erfahren, begehrenswert, alles andere als prüde oder spießig. Im Gegenteil – und daher war sie bei anderen Männern, wohl mehr noch bei vielen Frauen geradezu verhasst –, sie entzog sich provokativ allen Konventionen, machte aus ihren häufig wechselnden Verhältnissen zu Männern kein Geheimnis, trug die Schminke im Gesicht denkbar dick auf, trank öffentlich Bier und rauchte lange Havanna-Zigarren, die – so die maliziösen Beobachtungen und Kommentare – tagein, tagaus zwischen falschen Zähnen steckten.⁵

Entscheidender für den Lauf der Lebensgeschichte von Lassalle (und der Gräfin) ist, was sie zusammen brachte und dann auf Dauer miteinander verknüpfte. Die Gräfin, von Geburt eine von Hatzfeldt-Schönstein zu Trachenberg, hatte bereits mit 16 Jahren ihren Cousin, ebenfalls ein Hatzfeldt, aber von Kinzweiler zu

Trachenberg, heiraten müssen.⁶ Es ging nicht um Liebe, nicht um Zuneigung, sondern um die zeremonielle Versöhnung zweier zuvor verfeindeter Hatzfeldt-Linien und um die zielstrebige Vermehrung von Eigentum und Einfluss. Der Ehemann konnte seine anfangs noch kindliche Frau nicht ausstehen. Er betrog sie fortlaufend und gab sich nicht die geringste Mühe, seine Liebschaften zu kaschieren. Er demütigte seine Frau, ging auch nicht ohne Brutalität vor, wenn er dann doch, der Zeugung gräflichen Nachwuchses wegen, den Vollzug des ehelichen Verkehrs verlangte. Sophie von Hatzfeldt litt, zog sich über ihren rüden Gatten allerlei Krankheiten und Verletzungen zu, wandte sich verzweifelt an ihre Familie, um der Boshaftigkeit ihres angetrauten Mannes zu entkommen. Die Familie ängstigte sich vor einem gesellschaftlichen Skandal, ging auf Distanz zu Sophie, die sich nun, bald nicht mehr Kind oder Jugendliche, ihrerseits in Affären stürzte, sich also nahm, was sonst nur die Männer für sich als Recht beanspruchten. Und sie wollte die Scheidung und einen stattlichen Anteil des noch stattlicheren Vermögens des Ehemanns.

Für ein solches Begehren standen die Aussichten zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht sonderlich gut. Doch dann traf die Gräfin auf den jungen Lassalle. Sie war sogleich entzückt von dessen durchdringender Willensstärke, seinem analytischen Scharfsinn, dem Biss seiner Argumentation. So nahm sie sich den jungen Mann von Anfang zwanzig, der mit der Wissenschaft der Rechte bis dahin nie in Berührung gekommen war, der keine Vorlesungen dazu gehört, überhaupt ein Studium noch nicht abgeschlossen hatte, zum Anwalt. Aber Lassalle hielt, was er versprach. Beinahe neun Jahre zog sich dieser monströse Rechtsstreit hin. 36 Gerichte befassten sich damit. Und Ferdinand Lassalle schulte sich in dieser Zeit selbst in der Juristerei, avancierte zum großen Gerichtsredner, der Jahr für Jahr mehr mit stundenlangen Plädoyers glänzte, auch den Richtern imponierte. Die rhetorischen Muster, die er dabei erlernte, wandte er später als Redner der sozialistischen Politik an. Ebenso anhaltend prägend für das weitere Leben Lassalles waren allerdings ebenfalls die Mittel, die der Rechtsverteidiger hierbei gebrauchte, um seine Mandantin zu schützen, der Gegenpartei Schaden zuzufügen. Lassalle heuerte allerlei Gesindel an, die Gerüchte schürten, durch Schlafzimmerfenster die sexuellen Vorlieben des Grafen erkundeten, dessen Briefe abfingen,

Dokumente stahlen. Skrupel schien Lassalle dabei nie besessen zu haben.⁷ Er war, so seine feste Überzeugung, im Recht. Mehr noch: Er vertrat das überindividuelle Recht der geknechteten Frauen. In ihm, dem Verteidiger der Frauenrechte gegen feudale Herrenwillkür, erfüllte sich der historische Auftrag der Emanzipationserkämpfung. Davor aber konnten formale Legalitäten nur ins Glied zurücktreten, hatten ihn nicht zu binden oder in seinen Handlungen zu beschränken. So dachte Lassalle damals, so dachte er bis zum letzten Tag seines Lebens.

Materiell hatte er für den Rest seines Lebens ausgesorgt. Lassalle und Hatzfeldt erreichten, was sie über Jahre zäh und beharrlich gefordert hatten. Mitte April 1854 hatten sie bei Gericht einen versorgungsrechtlichen Anspruch Hatzfeldts durchsetzen können. Lassalle erhielt von seiner Mandantin und Gefährtin eine jährliche Rente von 7.000 Talern, die ihn vom Zwang einer gewöhnlichen Erwerbstätigkeit befreite.⁸ Bald trat er eine lange Reise Richtung Nil an. Und in den Sommerwochen pflegte er regelmäßig in noblen Orten mit heilendem Wasser zu kuren.

II.

Ende der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zog Lassalle vom Niederrhein nach Berlin. Die Düsseldorfer Gesellschaft war zu klein für ihn, zu gering, um die Bedeutung zu erlangen, nach der er strebte. In der Berliner Bellevuestraße unterhielt er fortan ein luxuriöses Haus. Er gab Soirées, Champagnergelage, delikate Soupers, mit Weinen aus den besten Lagen am Rhein und aus dem Bordeaux. Die Abende im Lassalleschen Salon hatten Renommee in den Berliner Kreisen von Wissenschaft, Kunst und Publizistik. Man gab dort einiges dafür, zu den Eingeladenen zu gehören.⁹

Im Mittelpunkt stand jederzeit der Gastgeber selbst. Gewiss, die prominenten Gäste, insbesondere die von der Universität, auch des Adels, sollten ihm bei der Mehrung eigener Reputation behilflich sein. In Briefen konnte er wortreich und akribisch mit den bekannten Figuren, die ihn aufsuchten, prahlen. Aber sie waren ihm in erster Linie doch Kulisse, genauer: Resonanzraum für seine eigenen Reden, seinen theatralischen Auftritt, für die Ergüsse

seines unzweifelhaft scharfen Verstandes. Im Grunde gab es für Lassalle nur ein kommunikatives Medium, das er mit Genuss verwandte: den Monolog. Und seit den Jahren seiner Prozessreden konnte er wohl nicht mehr anders, als in die theatralische Pose zu schlüpfen, um – wohl mit konsistent durchkomponierter Logik, aber auch mit einigem schwülstigen Pathos – seine Plädoyers zu halten. Lassalle musste im Mittelpunkt stehen, musste Esprit und Glanz versprühen, konnte in keinem Moment leise am Rande stehen, anderen selbstlos die Kanzel überlassen. Intime Beobachter jener Jahre, deren Blick nicht durch die gesellige Betriebsamkeit im Hause Lassalles getrübt war, berichteten von einer tiefen Einsamkeit, die ihn umgab, wenn die Augen der Gäste sich nicht mehr auf ihn richteten. Lassalle dürstete nach Beifall, drang nach Ruhm, da ihm dieser zu ermöglichen schien, zu bleiben, auch wenn er starb. Vor allem aber sollten ihn die Frauen bewundern, ihm verfallen, sich ihm – dem Einzigartigen – in Gänze hingeben.¹⁰

Die sexuelle Hingabe – das war nach Lassalles Überzeugung Aufgabe der liebenden Frauen. Lassalle hatte stets das Ideal der freien Liebe gepredigt, auch so für sich gehandelt. Deshalb galt er Zeitgenossen und sozialdemokratischen Historikern der Arbeiterbewegung irrtümlich als ein Mann der Zukunft, mit einem veränderten, modernen, emanzipatorischen Geschlechterbild, als ein Freigeist, der sich um Konvention und Comment nicht kümmerte, der kein Geheimnis aus der Fülle seiner Liebschaften machte.¹¹ Und Lassalle war auch hier nicht einfach nur Praktiker, sondern überdies Philosoph und Sinnstifter. Seine Liebesbriefe waren dicke Konvolute von Reflexionen und Begründungen über das System der Liebe in den Assoziationen der Menschen, durchmischt natürlich mit dem ihm eigenen Pathos, mit farbenprächtig ausgemalten Heldengeschichten seiner selbst, der die Herzen der von ihm begehrten Frauen dadurch zu gewinnen suchte, dass er sich als großer Führer der europäischen Freiheitsbewegung stilisierte, als kämpfender Löwe inmitten folgsamer Lämmer.

Ein Herold für die eigenen Rechte der Frauen, ein Vorkämpfer ihrer Souveränität und Autonomie war Lassalle fürwahr nicht.¹² Lassalle machte nie einen Hehl daraus, dass Frauen, wenn sie liebten, für den koitalen Vollzug zur Verfügung stehen müssten, den Männer seines geistigen Ranges in regelmäßigen Abständen benötigten, um angemessen zu entspannen.¹³ Nichts war Lassalle

stärker verhasst als Frauen, die sich zierten, mit ihrer Unschuld kokettierten. Ihm war die Verweigerung des Beischlafs Ausdruck von Unsittlichkeit. Liebe bedeutet ihm allein Sex, in der Sprache seiner Zeit: die körperliche Vereinigung ohne weitere Ansprüche der Frauen gegenüber den Männern für die Zeit, die dem Geschlechtsverkehr folgte. Aus einer dieser Affären Lassalles entstand eine Tochter, die früh starb. Lassalle hat sich für sie keinen Moment interessiert. Die Fortpflanzung und die Verantwortung für den eigenen Nachwuchs gehörten ihm nicht zum Kern der Liebe. Daher »versprach« er auch seinen Geliebten nichts in dieser Richtung, kündigte in den meisten Fällen vorsorglich an, für Ehe oder Treue nicht geschaffen zu sein. So waren es überwiegend verheiratete Frauen, mit denen er sich einließ. Sie waren erfahren, gebunden, machten weniger Scherereien, wenn es zu Ende ging. Lange hielt es im Übrigen keine dieser Frauen aus, denn Lassalle forderte stets herrisch die vollständige Subordination. Die Frauen hatten zu denken, wie er dachte. Diese Maxime repetierte er wieder und wieder, wie auch seine Liebesbriefe trotz unterschiedlicher Adressatinnen sich in ganzen Passagen wiederholten. Lassalle untersagte seinen Geliebten strikt, sich in politische oder philosophische Gespräche der Männer einzuschalten. Wissenschaft war ihm allein Sache des männlichen Geschlechts, da Frauen zur Rationalität nicht taugten. Sie sollten sich stattdessen um die Pflege des Gemüts kümmern, der Kunst und Muse widmen, und einem Mann – jedenfalls einem Genius wie ihm – nicht widersprechen.

Ob Lassalle der Genius war, für den er sich hielt, war und ist umstritten. Aber eine bemerkenswerte Persönlichkeit war er schon, da er Begabungen in sich vereinte, die sich sonst auf verschiedene Menschen verteilen. Lassalle war stolz darauf, ein Mann der Tat zu sein. Aber ihm gefiel ebenso, als Mann des Wortes angesehen zu werden, ja als kreativer Schöpfer von Ideen und Theorien. Selbst als Dramatiker versuchte er sich. Als Politiker der Tat agierte er 1848 in der Düsseldorfer Volksbewegung. Seither stand er in engem Kontakt zu dem seinerzeit in Köln residierenden Karl Marx und dessen Freund wie politischen Gefährten Friedrich Engels. Die Verbindung hielt über Korrespondenzen und gelegentliche Besuche auch dann noch an, als Marx im Londoner Exil lebte.

Zum Bruch kam es erst durch eher persönliche Kränkung und Frustration.¹⁴ Lassalle tauchte im Juli/ August 1862 in London auf,

um sich die Weltausstellung anzusehen, aber auch um der Familie Marx einen Besuch abzustatten. Der Zeitpunkt war denkbar unglücklich, da Marx gerade eine höchst produktive Schreibphase durchlief und Gäste im Hause lediglich störten. Auch wusste die Familie in diesem Sommer 1862 wieder einmal nicht, wie sie sich finanziell über die Runden bringen sollte. Lassalle, der verwöhnte Gourmet, schien von alledem nichts zu bemerken, ließ es sich in den Tagen seines Besuchs gut gehen, ohne Marx am Ende – was er sonst aus der Ferne zuweilen getan hatte – durch eine materielle Zuwendung aus der Not zu helfen. Lassalle war durch einige fehlgeschlagene Spekulationen zwischenzeitlich selbst knapp bei Kasse. Marx war bitterböse über die Knauserigkeit, was seine ätzende Kritik an Lassalles geringen Kenntnissen in politischer Ökonomie, an seiner Überschätzung des Staates als solchem und an seiner sich abzeichnenden Führerrolle in der neuen Arbeiterbewegung noch zusätzlich gewürzt haben dürfte. Man schied nicht formell als erklärte Feinde, aber das Verhältnis war in den folgenden zwei Jahren denkbar kühl; die Korrespondenz zwischen den beiden kam zum Erliegen.

III.

Dafür kam erheblicher Schwung in die politische Karriere Lassalles. Nun wurde er zum Gründer und Anführer der Sozialdemokratie in Deutschland, der die schlummernde Bewegung des arbeitenden Volkes weckte, das Banner der Organisation aufpflanzte, mit der roten Fahne voranschritt – wie es in der Reminiszenzliteratur des Sozialismus der Kaiserreichsjahre im zeittypischen Schwulst der Darstellung hieß. So überbordend ehrgeizig Lassalle auch war, zielstrebig in diese Funktion hatte er sich nicht gedrängt. In seinen frühen Berliner Jahren hatte er sich um die Arbeitervereine oder gar um das Arbeiterleben nicht gekümmert. Der Salon, nicht die Kneipe, war der Ort, den er goutierte. Lassalle hasste Gastwirtschaften aller Art, die stickige Luft, den Schweißgeruch.¹⁵ Und besonders ekelhaft war ihm der Händedruck mit einfachen Arbeitern. Schon deshalb machte er einen großen Bogen um deren Wohnquartiere. Nur über den Abstand der Rednertribüne konnte er den Kontakt zum niederen Volk ertragen, dessen Ver-

ehrung und Beifall huldvoll hinnehmen. Aber auch das kam vor 1863 nicht gerade häufig vor. Ein Bannerträger des sich konstituierenden Berliner Industrieproletariats war Lassalle jedenfalls nicht. Allein Mitte April 1862 hielt er vor Berliner Arbeitern eine Rede, die dann als »Arbeiterprogramm« publiziert wurde und auch in Sachsen Aufmerksamkeit erzielte. Arbeiter in Leipzig zeigten sich so beeindruckt, dass sie Ende des Jahres Lassalle die Anführerschaft einer neuen Arbeitervereinigung antrugen. Lassalle bestand auf eine formell korrekte offizielle Aufforderung, die dann im Februar 1863 eintraf. Daraufhin sandte Ferdinand Lassalle am ersten März 1863 ein »offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig« ab, das gleichsam zur Programmschrift der frühen Deutschen Sozialdemokratie wurde.¹⁶ Ende Mai 1863 gründete sich der ADAV und bestimmte Ferdinand Lassalle für die Dauer von fünf Jahren zum Präsidenten. Gemäß des »Antwortschreibens« seines neuen Präsidenten zielte der ADAV zuvörderst auf die Einführung eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts, schließlich auf die Bildung von Produktivgenossenschaften mit Hilfe staatlicher Förderung. Der Staat spielte im Denksystem des Hegelianers Lassalle eine ausschlaggebende Rolle; mittels seiner sollte sich die sittliche Idee des Sozialismus vollziehen und erfüllen.

Diese Wertschätzung der Staatlichkeit hat Lassalle später und im Grunde bis zum heutigen Tag zum Kronzeugen solcher Sozialdemokraten werden lassen, die sich pragmatisch und realpolitisch dünken und sich so in die staatsbejahende, reformistische Tradition der Arbeiterbewegung stellen. Von Lassalle über das Godesberger Programm im Jahr 1959 bis hin zu Helmut Schmidt – das war unter geschichtsinteressierten Sozialdemokraten eine oft gezogene Kontinuitätslinie. Als Ursache eines bedauerlichen Irrwegs galt ihnen, dass es in der Arbeiterbewegung noch eine zweite große Autorität gab, von der aus die Entwicklung einen kontrastierenden Verlauf nahm, der aus dieser Perspektive zu einem weniger erfreulichen Ende führte: Karl Marx und der Marxismus mit seiner fundamentalen Feindschaft gegenüber Staat und Bürgertum, seinen revolutionären Utopien, seinen Begünstigungen für die proletarische Diktatur. Von Marx über das Erfurter Programm und die kommunistische Gewaltpolitik bis hin zum Scheitern des Staatssozialismus – das wird, mit Ferdinand Lassalle hier und Karl Marx

dort, als gegensätzliche Linie in der Geschichte des Sozialismus gezeichnet, die in den 1860/70er Jahren parteiförmig begann.

Diese Lesart ist weit verbreitet, gewiss dominant. Aber sonderlich überzeugend ist sie nicht. Marx war in vielerlei Hinsicht realistischer im Urteil, präziser in der Gegenwartsanalyse, beschlagener im kühlen ökonomischen Denken, weniger utopisch als Lassalle, der doch mehr Situationist und Voluntarist war. Marx mochte es partout nicht, in der Rolle eines Religionsstifters gesehen zu werden. Lassalle hingegen genoss diesen Ruf, liebte das ganze Schauspiel. Als er 1863/64 seine Agitationsreise durch die pietistischen Industrieorte des Bergischen Landes unternahm, empfingen ihn Ehrenjungfern mit bekränzttem Haar, blumengeschmückten Wagen und festlich bereiteten Altären.¹⁷ Stolz und detailreich berichtete Lassalle darüber der Gräfin Hatzfeldt. Es gefiel ihm sehr, als Erlöser durch die Rheinprovinz zu reisen. Er legte Wert darauf, als Präsident des neuen Arbeitervereins unantastbar mit diktatorischer Vollmacht ausgestattet zu sein.

Liberalität gehörte nicht zu den politischen Anliegen Lassalles. Dass die Sozialdemokraten, bevor Willy Brandt an ihre Spitze trat, die Tugend der Liberalität nicht sonderlich hoch schätzten, hat sicher auch mit den Prägungen Lassalles zu tun. Der Präsident des ADAV verachtete in den letzten Jahren seines Lebens geradezu den Liberalismus. Die »Fortschrittspartei« der liberalen Bürger war ihm der Hauptfeind schlechthin, nicht die Konservativen, nicht die Junker, nicht der Adel. Mit Bismarck konnte der Chef der Sozialisten stundenlang vergnügt parlieren. Dieser, der preußische Ministerpräsident, war wenigstens ein wirklicher »Mann«. Hingegen die Liberalen: »Alte Weiber«, wie Lassalle gerne in seinen Ansprachen sarkastisch ausspie. Das Bündnis der Arbeiter mit der liberalen Bourgeoisie, hämmerte Lassalle seinen Zuhörern ein, sei auf immer vorbei.¹⁸ Mindestens lässt sich darüber streiten, ob diese Position Lassalles tatsächlich als ein Signum von Realpolitik, Ausweis unideologischen Pragmatismus, Exempel seiner nüchternen Klugheit zu bewerten ist.

Selbst wenn man Lassalle als Realpolitiker deuten möchte, als Demokrat kann man ihn schwerlich umstandslos bezeichnen. Er mag bestenfalls als plebiszitärer Populist, als Cäsarist der Massen, als deutsche Variante des Bonapartismus durchgehen. Die parlamentarische Demokratie kam ihm nicht in den Sinn, wenn er

über die Wege der Revolution – die ihm immer näher stand als die langsame Reform – nachdachte. Er befürwortete die Diktatur für die große Umgestaltung der Gesellschaft.¹⁹ Und die Arbeiter waren ihm der ideale Sockel des diktatorischen Regimes. Da es ihnen selbst an Wissen und Einsicht mangelte, mussten sie ihren Führern, mussten sie ihm, Lassalle, der das wissenschaftliche Instrumentarium besaß, um die erforderlichen Schritte der sozialen Transformation einzuleiten, folgen, ohne zu fragen, ohne zu kontrollieren, ohne eigene Optionen in den Entscheidungsakt einspeisen zu können. Lassalle wollte individualisierte Meinungen und Nörgeleien, wie er die Differenzen von Auffassungen abfällig zu qualifizieren pflegte, nicht zulassen. Die große Aufgabe, die er sich setzte, verlangte nach einer Diktatur der Einsicht durch Unterordnung und Gleichklang. Daher war auch die ganze neue Partei auf ihn zugeschnitten, den präsidialen Charismatiker, der zentralistisch vorgab, wohin das arbeitende Volk zu gehen hatte. Auch deshalb war der ADAV – und blieb es – eher eine Sekte denn eine schlagkräftige und ausgreifende Partei. Lassalle verbot den Vereinszugehörigen strikt, mit Nicht-Mitgliedern auf öffentlichen Versammlungen auch nur zu debattieren. Die sozialdemokratische Closed-Shop-Mentalität – hier mochte sie ihren Ausgang genommen haben.

Als Closed-Shop wird man nicht groß. Lassalle hatte mit einem raschen Wachstum seines Vereins gerechnet, von einhunderttausend Mitgliedern binnen Kürze geschwärmt. Aber als das erste Jahr an der Spitze seiner Organisation vorüber war, zählte sie nur gut viertausend Zugehörige, die meisten davon im Raum Wuppertal und Solingen. Ganz und gar entmutigend fiel dagegen die Bilanz in Berlin aus, dem Lebensmittelpunkt von Lassalle. Nur 35 Mitglieder gehörten in der preußischen Kapitale der Gemeinde des ADAV an. Die Zahl organisierter Arbeitervereinsmitglieder lag in Berlin weit höher, aber sie standen gegen Lassalle, verübelten ihm auch seinen strikten Antiliberalismus. Im Jahr 1864 begab sich Lassalle wieder auf Kur, fuhr in die Schweiz, diesmal erheblich erschöpft, resigniert, wohl auch von ernsthaften Depressionen malträtiert. Er wolle nicht mehr, könne auch nicht mehr, teilte er seiner Umgebung mit. Er sei der Politik »müd und satt«, wünsche nichts sehnlicher als sie »loszuwerden«.²⁰ Er träumte von Neapel, wo er mit seiner alten Freundin, der Gräfin von Hatzfeldt, ein Haus zu nehmen beabsichtigte.²¹

IV.

Aber dann traf er bei seiner Kur in Kaltbad auf der Rigi in der Schweiz auf die 21 Jahre jüngere Helene von Dönniges, Tochter des Historikers und bayerischen Diplomaten Wilhelm von Dönniges.²² Ihretwegen starb er am 31. August 1864 im Duell, 39-jährig, 15 Monate nachdem er die Präsidentschaft im ADAV übernommen hatte.

Erst jetzt setzte ein regelrechter Lassalle-Kult in der Arbeiterbewegung ein, der bis zum Ende der Weimarer Republik die Festivitäten in der Sozialdemokratie füllte.²³ Stets sang man dort die Arbeiter-Marseillaise, die zur Totenfeier von Lassalle einen neuen Refrain erhalten hatte, in der bekundet wurde, dass man »der kühnen Bahn« nun folgen werde, »die uns geführt Lassalle«.

Bald sprach man auf Versammlungen des ADAV gar gemeinsam die Worte: »Ich glaube an Ferdinand Lassalle, den Messias des neunzehnten Jahrhunderts, an eine sozial-politische Wiedergeburt meines im Elend schmachtenden Volkes.«²⁴ Selbst Marx und Engels, die verlässlichen Spötter, schrieben nun respektvolle Kondolenzbriefe nach Deutschland, in denen sie Lassalle als den »einzigsten Kerl in Deutschland« bezeichneten, der schon deshalb ihr Freund gewesen sei, weil er als Feind der Bourgeoisie agiert habe.²⁵ In den ersten Monaten nach Lassalles Tod besaßen die Vereine des ADAV kein klares Bild darüber, was sich genau in der Schweiz abgespielt hatte. Die Gerüchte, die herumschwirrten, gingen vorwiegend in die Richtung, dass die feudale Reaktion den tapferen Freiheitskämpfer Lassalle in die Falle gelockt und hinterhältig niedergestreckt habe. Lassalle sei als kühner und unbestechlicher Vorkämpfer für die Sache des Proletariats und ihrer Befreiung gestorben. Daran glaubten Anhänger des ADAV noch nach vielen Jahren.

Natürlich, Lassalle hatte keine geringe Bedeutung für den Verein, für die soziale Demokratie in Deutschland. Unzweifelhaft zeichnete ihn politischer Instinkt aus, der Sinn für den historischen Moment, auch die entschlossene Handlungskraft, um die sich bietende Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen. Auch gehörten ihm Tat und Gedanken eng zusammen; Politik verstand er als die Praxis der Idee. Ein begründungs- und zielloser Pragmatismus

kann sich nicht auf ihn berufen. Seine Vorliebe für einen genossenschaftlichen Sozialismus ist vielleicht zu Unrecht zu rasch in Vergessenheit geraten. Seine Insistenz auf die Organisation hat die Arbeiterbewegung in Deutschland lange geformt, hat ihr in schwierigen Zeiten Rückzugsräume, Personal, Fundament und Krisenresistenz verliehen. Mit seinem Einsatz für das allgemeine Wahlrecht, für Wahlagitation hat er die sozialistische Bewegung gewissermaßen zivilisiert, von geheimbündlerischen Träumen und Praktiken abgetrennt.

Zu den problematischen Prägungen gehört allerdings sein »ehernes Lohngesetz«, nach dem Arbeiter im Kapitalismus unweigerlich nur das an Entgelt erhalten, was sie zur bloßen Reproduktion ihrer Arbeitskraft benötigen. Den Aufbau von Gewerkschaften, die nach diesem Gesetz in der bürgerlichen Gesellschaft keine Erfolge erzielen konnten, hat er damit behindert. Auch die Verabsolutierung des sozialistischen Standpunktes, die Kooperationsunwilligkeit gegenüber Liberalen und Bürgern, der dezidierte Antipluralismus zeitigte lang anhaltende und wenig erfreuliche Folgen in der Geschichte der politischen Linken.

Oft hat man die Frage aufgeworfen, was wohl geschehen wäre, hätte die Kugel im Duell das Ziel verfehlt und Lassalle das Duell somit überlebt. Auch seine Anhänger konnten sich schwer vorstellen, dass Lassalle dann die Kärnrerarbeit im kleinen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein fortgesetzt hätte. Im Grunde war Lassalle kein Funktionär einer Partei, in welcher Regeln und Strukturen das Feld für den Einzelnen abstecken und dadurch dessen Handlungsraum schmälern. Lassalle war auch kein Mann des langsamen Fortschritts, des mählichen Aufbaus, des zähen peu à peu. Er war ungeduldig, auch ungestüm, ein Individualist und Hedonist, beladen und getrieben von Allüren und Ambitionen. Die Tagesarbeit im ADAV mit seinen drei- bis viertausend Arbeitern hätte Lassalle gewiss nicht genügt.²⁶

Arbeiterprotest und sozialdemokratische Ordnung im Herbst der Monarchie

Massenpartei wurde die Sozialdemokratie erst nach Lassalle, im Grunde erst vier Jahrzehnte nach seinem Tod. Vor dem Sozialistengesetz 1878 wies die Partei rund 40.000 Mitglieder auf. Nach den zwölf Jahren des Ausnahmegesetzes hatte man immerhin um 60.000 zugelegt. 1906 durften die sozialdemokratischen Parteizeitungen die Zahl von 384.000 organisierten Sozialisten vermelden. Und 1914 war die Millionengrenze überschritten. Die Sozialdemokratie war die erste und einzige Massenpartei im politischen System Deutschlands vor dem Ersten Weltkrieg, was sich ebenso markant im Ausgang der letzten Reichstagswahlen des Kaiserreichs dokumentierte, als die Sozialdemokratische Partei mit 4,25 Millionen Wählern 34,8 Prozent der Wahlberechtigten hinter sich sammeln konnte und dadurch die mit Abstand stärkste Kraft im Parlament bildete.¹

Und so wurden die sozialistischen Massen zum Menetekel für ihre Gegner, für die Adelsklasse und das Bürgertum zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Furcht der Eliten fand auch ihre Theoretiker, begründete einige Jahrzehnte die »Massensoziologie«, die vom französischen Arzt und Psychologen Gustave Le Bon über den ebenfalls in Frankreich forschenden Soziologen Gabriel Tarde bis hin zum Spanier José Ortega y Gasset reichte.² Le Bons »Psychologie de foules« eröffnete den Reigen, prägte auch in ihrer kontroversen Erörterung die Deutungsmuster über die Massen.³ Das Buch wurde zum Bestseller. Die Masse, wie sie Le Bon sah und charakterisierte, war eine Gefahr für Zivilisation, Individualität und Rationalität. Denn in der Masse veränderte sich das Individuum zu seinem Nachteil, es verlor gleichsam den Verstand und ließ sich allein von Affekten, Augenblicksgefühlen und Erregungen leiten. Der Mensch in der Masse konnte in schlimmen

Fällen zum Barbaren regredieren. Und Le Bon ließ keinen Zweifel daran, an wen er in erster Linie dachte, als er dem Leser seine Sorge vor dem Untergang der Kultur mitteilte: an die neue Sozialfigur des Proletariats in der ideologischen und organisatorischen Gestalt des Sozialismus.

Schließlich hatte die Industriegesellschaft, hatte die bürgerliche Moderne selbst geschaffen, was sie nun verängstigte: Massen an Arbeitern in großen Fabriken. Und da jeder Arbeiter für sich ohne anspruchsvolle Bildung, erst recht ohne Produktionsmittel, überhaupt ohne tragendes Eigentum im Leben stand, hatte er nur eine Chance, sich Gehör und Bedeutung zu verschaffen: indem er sich mit anderen zusammentat, in Massen auftrat und agierte, die Schwäche des atomisierten proletarischen Einzelschicksals durch kollektive Bündelung, organisatorische Verstetigung und politische Zielsetzung in Potenz verwandelte.

In Deutschland kam diese innere Logik wirksamer Kollektivität durch Organisation und politische Orientierung in der Masse ressourcenschwacher Einzelner vor 1914 weltweit am stärksten zur Geltung. Die Sozialdemokratie wusste hier in ihrer proletarischen Ära präzise über ihren Mitgliederbestand Bescheid, während die bürgerlichen Honoratiorenparteien lange wenig Interesse an Akquirierung und organisatorisch nachhaltiger Integration von Mitgliedern zeigten. Bürgerliche Parteien verfügten über andere Quellen zur politischen Einflussnahme. Aber die Arbeiterparteien hatten nur ihre Mitglieder, die ihnen Relevanz zuführen konnten. Und je mehr Mitglieder in die Waagschale zu werfen waren, desto höher musste das Gewicht in der Politik also ausfallen. Das zumindest war die Raison der Sozialdemokratie, die daher bis 1914 immer wieder stolz ihre Erfolge, die Steigerung der Mitgliederzahlen, bilanzierte und öffentlich machte.

Für die Sozialdemokraten diente das stete Wachstum der Massen an Mitgliedern und Wählern als Beleg für den unaufhaltsamen Gang der gesellschaftlichen Entwicklung in Richtung Sozialismus. Die Zahlen schienen somit den Parteitheoretikern recht zu geben, die seit Beginn der Arbeiterbewegung das sozialistische Endziel aus der immanenten Dynamik der kapitalistischen Entwicklung, an deren krisenhaftem Ende ein Riesenheer der Ausgebeuteten einer winzigen Minderheit nur noch parasitärer Großeigentümer gegenüberstand, ableiteten. Doch kamen um die Jahrhundert-

wende innerhalb des linken Lagers erste Zweifel am sozialistischen Wachstums- und Zukunftsoptimismus auf. Mitglieder- und Wählerzahlen indizierten in ihrem beeindruckenden Steigerungsgrad wohl kumulative Zustimmung, aber nicht unbedingt vermehrte gesellschaftliche oder politische Macht. Im Gegenteil, diejenigen, die über die Macht in den entscheidenden Sektoren des Staates verfügten, konterkarierten massiv die Erwartungen, die sich aus den Ansprüchen des Massenpotentials ergaben, indem sie das Wahlrecht in einigen Reichsländern zurückschraubten, am Dreiklassenwahlrecht in Preußen rigide festhielten.

I.

Als die Sozialdemokraten im Mutterland des Deutschen Kaiserreichs 1903 erstmals zu den Wahlen antraten, erzielten sie 18,8 Prozent der Stimmen, ohne allerdings einen einzigen Sitz im preußischen Abgeordnetenhaus zu erhalten. Die Nationalliberalen lagen im Stimmenanteil um 3,5 Prozentpunkte hinter den Sozialdemokraten zurück, durften sich aber an den 76 Sitzen im Parlament erfreuen. Die Konservativen kamen gar auf 144 Mandate, obgleich sie nur einen schmalen Vorsprung von 0,6 Prozent vor den Sozialdemokraten vorweisen konnten. Kurzum: Die in Zahlen ausgewiesene Massenanhängerschaft des proletarischen Sozialismus in den Ausgangsjahren des zwanzigsten Jahrhunderts signalisierte einen glänzenden Zustimmungszuwachs, spiegelte deshalb dennoch nicht ein höheres Maß an politischer Durchschlagskraft, gar zusätzlicher Machtsubstanz wider, sondern legte die ganze Demütigung der arbeitenden Schichten durch die privilegierten Führungscliquen im preußischen Machtstaat offen. Die fleißigen Organisatoren der Massen hatten sich in diesem historischen Moment zu entscheiden, ob sie aus der numerischen Fülle der Zugehörigen des sozialistischen Lagers auch politische Wucht zu gewinnen, Massen und Macht in Korrelation zu bringen beabsichtigten. Darauf drängten Sozialdemokraten des neuen rechten wie eines neuen linken Flügels in der Partei. Eduard Bernstein, der Theoretiker des Revisionismus, brachte als erster prominenter Sozialdemokrat in Deutschland die »Straßendemonstration« als Druckmittel für die Proteste gegen das preußische Klassenwahlrecht in

1863–2013: Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands blickt auf 150 Jahre ihrer Geschichte – von den Anfängen als Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein bis zur angespannten Lage heute, von Ferdinand Lassalle bis zum gegenwärtig verantwortlichen Führungstrio. Das Buch versammelt Schlaglichter, die diese Geschichte als turbulenten, tiefgreifenden Transformationsprozess erhellen und verständlich machen.

Die Autoren

Prof. Dr. Franz Walter ist Direktor des Göttinger Instituts für Demokratieforschung und einer der profiliertesten deutschen Politikwissenschaftler. Stine Marg ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Göttinger Institut für Demokratieforschung.

ISBN 978-3-525-38001-7



9 783525 380017

www.v-r.de